

Insel Verlag

Leseprobe



Ellison, Jan

Das Jahr, in dem ich zwanzig wurde

Roman

Aus dem Englischen von Christel Dormagen

© Insel Verlag

insel taschenbuch 4293

978-3-458-35993-7

insel taschenbuch 4293
Jan Ellison
Das Jahr, in dem ich zwanzig wurde



JAN ELLISON

DAS JAHR,
IN DEM ICH
ZWANZIG WURDE

Roman

Aus dem Englischen
von Christel Dormagen

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
A Small Indiscretion bei Random House, New York

insel taschenbuch 4293

Deutsche Erstausgabe

Erste Auflage 2015

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2015

Copyright © 2014 by Jan Ellison. All rights reserved

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagfoto: Mladen Mitrinović/Getty Images

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-4-458-35993-7

Für meinen Mann David
und für meine Mutter

In Erinnerung an
Andrew Miles Krantz
19. November 1983 bis 24. Juni 2005

Nichts wirkt so unschuldig wie eine Indiskretion.

Oscar Wilde

London, im Jahr, in dem ich zwanzig wurde.

Ich trug einen Wintermantel, den ersten, den ich je besaß – einen Herrenmantel aus einem Secondhandladen. Ich trug ihn jeden Tag zusammen mit einem um den Hals geschlungenen Seidenschal und bildete mir ein, ich sähe irgendwie künstlerisch oder weltläufig aus. Jeder Schal kostete ein Pfund, und ich kaufte sie bei einer Inderin, die einen Stand an der U-Bahnstation Victoria hatte. Es waren solche Knitterdinger, nicht die Sorte Schals, die man im Büro trägt oder die Schutz gegen die Kälte bieten. Aber ich konnte ihnen nicht widerstehen, weder ihrer Schwereelosigkeit noch ihren blassen Farben. Dass ich so viel Geld für sie ausgab und außerdem jeden Tag einen anderen trug, erscheint mir heute wie der etwas planlose Versuch zu beweisen, dass ich eine junge Frau war, die sich kopfüber in eine Affäre mit ihrem Chef stürzen kann – einem verheirateten Mann, doppelt so alt wie sie – und ohne Folgeschäden davonkommt.

»Church«, sagte er an dem Morgen, als ich mich bei der Adresse meldete, die die Frau in der Agentur mir gegeben hatte, »Malcolm Church«.

Er streckte mir seine Hand hin, und sofort fiel mir eine gewisse Widersprüchlichkeit an ihm auf – seine beeindruckende Größe und Massigkeit passten nicht zu den hängenden Schultern, dem zögerlichen Verhalten und seinen linkischen Bewegungen. Er hatte ein eckiges Gesicht, runde braune Augen und braunes, mit Grau durchzogenes Haar. Doch die Besonderheiten seines Gesichts fielen angesichts der enormen Körpergröße kaum auf, weshalb ich mich später nur noch daran erinnern konnte, wie angenehm ich es fand, mich trotz meiner ein Meter sechsundsiebzig vergleichsweise klein zu fühlen. Er hatte eine seltsame Art zu reden, zog den Kopf ein und blickte in irgendeine leere Ferne, als sei er nicht mutig genug oder vielleicht zu höflich, um einem Menschen in die Augen zu schauen.

Er fragte mich, wie lange ich verfügbar wäre, und ich sagte, ich plante, drei Monate in London zu bleiben, aber dass meine Arbeitserlaubnis sechs Monate gelte, bis März.

Eigentlich hatte ich angeben wollen, ich hätte unbegrenzt Zeit, da es sich in der Anzeige um eine unbefristete Vollzeitstelle handelte und ich völlig blank war und den Job unbedingt brauchte, aber irgendetwas hielt mich zurück. Nicht mein Gefühl für Richtig und Falsch oder die Angst, bei einer Lüge erappt zu werden, sondern eine gehörige Portion Selbstüberschätzung, die Vorstellung, ich würde mich entweder nur zu meinen Bedingungen oder gar nicht verkaufen. Und meine Tippgeschwindigkeit – achtzig Wörter in der Minute –, nach der er nicht einmal fragte, beflügelte mich noch zusätzlich.

»Das geht in Ordnung«, sagte Malcolm und startete dann konzentriert über meine Schulter, während er mir erläuterte, er sei Bauunternehmer und gerade damit beschäftigt, ein Angebot für den neuen Bahnhof Canary-Wharf an der Docklands-Bahnstrecke zu erstellen. Die Londoner Docklands, erklärte er, lägen im Osten und Südosten der Stadt und seien einst Teil des Hafens gewesen. Die Gegend sei dann verfallen, und in den Siebzigern habe die Regierung Pläne zur Neuerschließung des Geländes als Geschäfts- und Wohngegend entwickelt. Er selbst, Malcolm, sei in der Anfangsphase an dem Projekt beteiligt gewesen. Und jetzt hoffe er, beim Wiederaufbau der alten Bahnstation wieder dabei zu sein.

Meine Arbeit würde Diktate und Textverarbeitung umfassen, sagte er, sowie ein wenig Recherche und ansonsten Hilfe bei der Einrichtung des Büros und der Zusammenstellung des Angebots. Das Büro bestand aus einem einzigen Raum über einem Sandwichladen in der Nähe der Bond Street und verfügte über zwei Schreibtische, grauen Teppichboden und zwei Klappstühle aus Metall. Auf dem einen Schreibtisch stand die Fotografie von einer Frau und einem Baby, eine ungewöhnliche Schwarzweißaufnahme mit einem raffinierten Spiel von silbrigem Licht und Schatten vor einem Hintergrund aus Bäumen und Himmel. Nur die Lippen des Babys waren mit einem Klecks rosa Farbe übermalt. Es handelte sich um Malcolms Familie – seine Frau Louise, die dann so viel Raum in meinen Gedanken einnehmen

sollte, und ihre gemeinsame Tochter Daisy, die inzwischen zehn Jahre alt war. Malcolm und Louise hatten sie in einem Internat in Nordengland untergebracht, das auch Louise als Schülerin besucht hatte, als sie so alt wie Daisy war. Später erfuhr ich, dass das Foto von Patrick Ardghal gemacht worden war, dem Sohn eines alten Freundes der Familie, der zu jener Zeit in einem Cottage im Garten von Malcolms Haus in Richmond wohnte.

Auf dem Foto hatte Louise blonde Haare, eine schmale, gerade Nase und ein Lächeln mit einem Anflug von Ungeduld, die vielleicht weniger dem Baby galt als ganz allgemein dem Zustand der Mutterschaft, in dem sie nun gelandet war. Sie hatten, wie ich ebenfalls später erfuhr, sieben Jahre gebraucht, um ihre Tochter zu bekommen. Zu dem Zeitpunkt, als sie Eltern wurden, waren sie schon zehn Jahre verheiratet, und Louise hatte kein weiteres Kind gewollt. Sie habe nicht das Naturell dafür, sagte Malcolm. Es sei einfach zu viel für sie, erschöpfe sie sehr und die Geburt habe sie beinahe umgebracht, da das Baby vom Vater einen ziemlich großen Kopf geerbt hatte.

Ich zog von einem Hostel in Earl's Court in eine Pension in Victoria. Das fünfstöckige Gebäude aus grauem Stein lag nicht weit von der U-Bahnstation entfernt. Mein Zimmer war neun Quadratmeter groß, hatte leuchtend blaue Wände, einen Schreibtisch und ein hartes, schmales Bett mit einer dünnen weißen Tagesdecke. Badezimmer befanden sich am Ende des Flurs. Es gab keine Duschen, nur eine einzige Badewanne und einen Schlauch, den man zum Haarewaschen an den Wasserhahn anschließen konnte. Der Raum mit der Wanne ließ sich nicht abschließen, weshalb ich immer einen Stuhl vor die Tür stellte, um etwas geschützter zu sein. Ich erinnere mich aber, dass der Stuhl Patrick Ardghal nicht aufhalten konnte. Eigentlich konnte nichts Patrick aufhalten, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte. Er stieß die Tür an jenem Tag einfach mit Gewalt auf, und ich empfing ihn, vermutlich, wie ich es immer tat, und

er zog sich aus und stieg in die Wanne. Unsere nassen Körper waren so lange unbequem ineinander geschlungen, wie es ihm Vergnügen bereitete – dann ging er, wie er es immer tat, und nahm mein Herz mit.

Die Miete betrug sechzig Pfund in der Woche, einschließlich Frühstück und Abendessen. Die Mahlzeiten wurden im Speisesaal im Erdgeschoss als Büfett serviert. Es gab Eier und Toast und geschmorte Tomaten zum Frühstück, Fleischpastete oder Fisch und Chips oder Schinkenbraten zum Abendbrot. Die Klage über das Essen stiftete immer wieder Solidarität unter den anderen Pensionsgästen, aber ich hätte guten Gewissens nicht mit einstimmen können. Ich mochte diese Mahlzeiten, mochte die Reichhaltigkeit und das Nahrhafte daran, die schweren Bratensoßen, die Vanillecremes und Puddings und die fettigen weichen Brötchen. Für mich war es ein kleines Wunder, dass mir so viel zur Verfügung stand und dass ich alles mit meinem selbstverdienten Geld bezahlen konnte. Ich genoss es auch jedes Mal, der Inderin die Einpfundmünze für einen Schal in die Hand zu drücken, und ebenso schön fand ich es, in dem Secondhandladen in Notting Hill den Wintermantel zu kaufen, einen wadenlangen Einreihler aus grauem Tweed mit bezogenen Knöpfen und einem breiten Kragen, der sich gegen die Kälte hochschlagen ließ. Wenn ich in diesem Mantel mit einem der Seidenschals um den Hals mit der Rolltreppe in die Eingeweide des Victoria-Bahnhofs eintauchte und dann wieder ins dichte, widerspenstige Getümmel des städtischen Lebens hinauffuhr, fühlte ich mich schick und dynamisch und jener Person, die ich gewesen war, als ich von zu Hause fortging, sehr überlegen. Ich empfand mich auf überwältigende Weise befreit und offen für alles Mögliche. Jeder falsche Schritt würde ab jetzt einzig und allein meiner sein. Jede törichte Bewegung würde von nun an meine Privatangelegenheit sein, hätte nichts zu schaffen mit den Hoffnungen und Träumen anderer und würde später kein Anlass für Reue, Abrechnungen oder Schmerz sein.

Wie schockierend, zwanzig Jahre später feststellen zu müssen, dass das genaue Gegenteil zutraf. Im Nachhinein begreifen zu müssen, dass ich keine Ahnung gehabt hatte. Im vergangenen Juni in meiner Küche in San Francisco zu stehen, mit dem Finger unter die Lasche eines weißen Umschlags zu fahren und darin ein Schwarzweißfoto zu finden, auf dem ich in jenem Tweedmantel am Kreidehang der weißen Klippen von Dover stehe und auf die Fähre nach Frankreich warte.

Für jemanden, der die Geschichte des Fotos nicht kennt, nicht seine verräterischen biologischen Implikationen, seinen Schrei nach Wiedergutmachung ist es harmlos genug. Es war nachbelichtet worden, genauso wie das Foto von Louise und dem Baby auf Malcolms Schreibtisch. Es war einer Lichtquelle in der Dunkelkammer ausgesetzt worden, was eine Verkehrung von Hell und Dunkel bewirkte. Meine Gestalt und die von Malcolm und das bisschen Luft zwischen uns – wir alle baden in einem silbrigen Licht, das an den Rändern heller wird, fast wie ein Heiligenschein. Louise und Patrick auf der anderen Seite des Fotos befinden sich in tiefem Schatten. Der Schal, den ich trug, war mit der Hand knallrot nachkoloriert worden. Er liegt wie ein Vatemörder, wie eine Schlinge um meinen Hals. Doch nicht ich war es, die hängen würde.

ERSTER TEIL

ERSTES KAPITEL

Es ist nicht immer klug zu glauben, das eigene Leben sei noch dasselbe, nur weil die Welt unverändert scheint.

Montagmorgen, 5. September 2011. Zwanzig Minuten nach acht. Ich spülte gerade das Frühstücksgeschirr, als das Telefon klingelte. Ich trocknete mir die Hand mit einem Geschirrtuch und nahm beim zweiten Klingeln ab. Ich sagte leise hallo. Du schließt direkt über der Küche im Zimmer deiner Schwester, und nach der Aufregung der vergangenen Nacht wollte ich nicht, dass der Lärm dich weckte.

Es rauschte in der Leitung. Ich wollte schon mit meiner kleinen Rede über unerwünschte Telefonverkäufe loslegen, als ein Fremder deinen Namen sagte.

»Sind Sie mit einem Robert Jonathan Gunnlaugsson verwandt?«

»Ja«, sagte ich, »das ist mein Sohn.«

Es folgte ein kurzes Schweigen, in das hinein ich das sagte, wovon ich überzeugt war: Du würdest noch schlafen und könntest nicht ans Telefon kommen.

Ich hörte Stimmen im Hintergrund, dann einen Schwall von Wörtern – Autounfall, gebrochene Rippen, mögliche Hirnverletzung, stumpfes Nierentrauma. Ich begann zu zittern. Ich rief nach deinem Vater. Ich warf ihm das Telefon zu, als würde es meine Hand verbrennen.

Er schnappte sich Block und Bleistift von der Anrichte und machte sich Notizen. »Besorgen Sie einen Hubschrauber, der ihn ins Traumazentrum von Stanford bringt«, bellte er ins Telefon. »Wir sind in einer Stunde da.«

Ich rannte nach oben. Eigentlich war ich mir sicher, dich dort zu finden, wo ich dich zurückgelassen hatte, auf Pollys Bett, den Kopf noch in ihr schickes Kissen gekuschelt, das wie ein Ballettschuh aussah.

Ich stieß ihre Zimmertür auf, eilte zum Bett. Doch du lagst

nicht darin. Dein Lieferwagen stand in der Einfahrt, Robbie, aber du warst nirgends im Haus. Später erfuhren wir, dass du dich auf dem Beifahrersitz eines alten Volvo befunden hattest, als der Wagen nördlich von Santa Cruz über die Böschung kippte und dich in eine Schlucht schleuderte. Der Sicherheitsgurt auf der Fahrerseite hatte gehalten, deiner nicht.

Jonathan und ich kämpften uns durch den Verkehr von San Francisco und fuhren dann auf dem Highway dreißig Meilen Richtung Süden, heraus aus dem Nebel, hinein in die Sonne. Wir erreichten die Halbinsel, nahmen die Ausfahrt und stritten uns in Panik über den Weg. Wir durchfuhren jene außerirdische Topographie – die Universität mit ihren langgestreckten, niedrigen Sandsteingebäuden, den indifferenten Himmelsausschnitten und Rasenstücken, das Einkaufszentrum mit seinen Blumenkübeln und der kilometerweiten Parkplatzfläche, das Krankenhaus inmitten der makellosen Vorortzone –, die gesamte sonnenbeschienene Halbinsel, eingequetscht zwischen der grünen Bucht und einer strohfarbenen Hügelkette, die dein Vater vier Monate später als seine Heimat bezeichnen würde. Wir nahmen den Hauptweg zum Krankenhaus und umfuhren den extravaganten Backsteinbrunnen mit seinen künstlich geformten Bäumen in der Mitte.

Ich war es gewesen, die am Abend zuvor die Gläser zählte, die du trankst. Ich war es, die schließlich einen ziemlichen Aufstand machte, weil ich meine drei Kinder nachts unbedingt sicher unter demselben Dach wissen wollte. Ich war es, die die schlafende Polly zu Clara ins Zimmer legte, damit du Pollys Bett haben könntest. Wenn ich dich nicht zum Bleiben genötigt, an dieser Stelle nicht ins Schicksal eingegriffen, nicht diesen einen Flügel dieses einen Schmetterlings ausgerissen hätte, dann wärest du nicht am Ende in jenem Auto gelandet. Du hättest dich verabschiedet, wärest über die Bay Bridge nach Berkeley gefahren, ins Bett gefallen und hättest bis mittags geschlafen. Du wärest einen Tag später ins Labor gestolpert und hättest deine

Forschungsarbeit im Bereich Teilchenphysik, aber auch deine heimliche Suche nach anderen, wenig zugänglichen Wahrheiten fortgesetzt.

Am Haupteingang des Krankenhauses lagen zwei Hunde – die Augen halb geschlossen, das Kinn in einer Pose ergebenden Erduldens platt auf dem Boden. Das war die Haltung, die es zu vermeiden galt. Die Aufgabe – meine Aufgabe – war es jetzt nicht, geduldig zu warten. Ich musste handeln: das Schicksalsrad zurückdrehen. Wachsam sein und mich unerbittlich für deine medizinische Versorgung einsetzen. Nichts außer einer vollständigen Genesung akzeptieren. Sämtliche Fragen stellen. Jeden Stein umdrehen.

Ahnte ich an jenem ersten Morgen, dass einige Steine besser im Staub liegen geblieben wären? Dass ich mir einmal wünschen würde, die Ergebnisse bestimmter biologischer Untersuchungen wären besser verborgen geblieben, nicht nur dir und deinem Vater, sondern auch mir selbst? Ich glaube nicht. Wie jeder Süchtige, der eine Therapie macht, dir erklären wird, bedeutet verleugnen nicht, dass man etwas weiß und so tut, als wüsste man es nicht; es bedeutet, dass man es tatsächlich nicht sieht.

An diesem Morgen gab es keine Parkplätze am Krankenhaus. Wir fuhren die drei, vier, fünf Parkdecks ab, dann wieder hinunter, und dein Vater nahm die Kurven scharf und schnell. Als wir beim zweiten Versuch wieder hinaus in die brennende Septembersonne der obersten Etage rollten, parkte gerade ein Wagen aus. Jonathan stoppte, den Fuß auf der Bremse, löste seinen Sicherheitsgurt und griff nach Jackett und Briefftasche auf der Rückbank. Ich durchwühlte derweil meine Handtasche nach der Sonnenbrille. Genau in dem Moment schlüpfte ein Wagen von der anderen Seite in die Parklücke.

»Was soll der Scheiß!«, sagte dein Vater.

Er sprang aus dem Wagen. Er war eigentlich immer noch der Mann, als den ich ihn kennengelernt hatte. Genauso windzer-

zaust und rau, genauso blauäugig und breitschultrig wie eh und je. Er hatte noch immer einen dichten Schopf schmutzig-blonder Haare, was ihn jünger als fünfundvierzig wirken ließ, ebenso wie seine ruhig-freundliche konzentrierte Energie, seine lässige Weigerung, schnell klein beizugeben. Weshalb ich erschrocken war, als er jetzt auf das dreiste Fahrzeug losstürmte wie ein Tier, das seine Jungen verteidigt – böse und wütend, so gar nicht er selbst und doch irgendwie sehr schön.

Er stellte sich direkt vor das Fenster auf der Fahrerseite, die Wagentür öffnete sich einen Spalt und traf ihn am Schienbein. Ein Bein tastete nach dem Boden. Dein Vater konnte das Bein nicht sehen, da er sich unmittelbar darüber befand, aber ich sah es, dick und plump, in einen Nylonkniestumpf gezwängt, der Knöchel von Wasser angeschwollen, die Wade voller Krampfadern. Der Schuh war flach und weiß und gummibesohlt. Fuß und Bein gehörten zu einer Frau, der dein Vater jetzt erklärte: »Mein Sohn wurde hierher ins Krankenhaus geflogen, und dies ist mein verdammter Parkplatz.«

Die Frau hievte sich aus dem Fahrersitz. Ihr Gesicht war vor Anstrengung verzerrt, ihre kleinen, alten Augen tränten und blinzelten in der Sonne. Dein Vater trat einen Schritt zurück. Er blieb einen Moment stehen, schob dann die Hände in die Taschen, drehte sich um und kehrte zu mir zurück; die Wut war verschwunden, und sein Gesicht wurde wieder zu jener Maske, die es seit meiner Rückkehr aus London und meinem törichtem Geständnis vor drei Tagen geworden war – einer Maske, zu deren Entzifferung oder Beseitigung ich kein Recht mehr hatte.

Wir verließen das Gebäude, parkten den Wagen im Behinderertenbereich vor dem Eingang zur Notaufnahme und rannten los. Ich hielt meine Sonnenbrille in der linken Hand und umklammerte meine Handtasche mit der rechten. Meinen Pullover hatte ich vergessen. Dein Vater warf sich seine Windjacke über die Schulter, dabei traf der Reißverschluss mich an der Wange, vielleicht ein erster Vergeltungsakt für eine Vergangenheit, in der